



# DIE INTELLEKTUELLEN UND DER KRIEG

EINE VERTEIDIGUNG DES LIBERALEN EXPERTEN

≡ Tim B. Müller

Intellektuelle rufen wieder nach Krieg. Was 1914 keinen überraschte, ist beinahe hundert Jahre später zur unerhörten Begebenheit geworden. Eine doppelte Merkwürdigkeit fällt dabei auf: Intellektuellengeschichtlich ist es erstaunlich genug, dass öffentliche Symbolfiguren aus der nach 1945 zwangspazifizierten intellektuellen Szene des Westens eine militärische Intervention in einem Bürgerkrieg auch dann verlangen, wenn sie weder die lokalen Kräfte noch

die Gesellschaftsstrukturen noch die Konsequenzen einschätzen können. Verblüffender noch ist der publizistisch sorgsam gehegte und gepflegte Glaube, es seien die intellektuellen Wortführer, die Staatenlenker dazu bringen, von militärischen Doktrinen geleitete, von taktischen und strategischen Notwendigkeiten beherrschte, finanziell höchst kostspielige Großorganisationen in Bewegung zu setzen. Dem, der es glauben und verkünden wollte, wurde die intellektuelle Selbstinszenierung zur außenpolitischen Wahrheit.

Dass es auch ganz andere als intellektuellengeschichtliche Erklärungen für den Libyen-Einsatz gab, ist scharfsichtigen politischen Beobachtern schnell aufgefallen – und ebenso, dass auch Intellektuelle andere (und vielleicht vor sich selbst verborgene) Antriebe für ihre Kriegsbegeisterung hegen können als die öffentlich vorgetragenen.<sup>1</sup> Umgekehrt hat so mancher intellektuelle Interventionsfreund in seinem Bemühen, den Vorbildern aus Washington und Paris nachzueifern, noch vor nicht allzu langer Zeit über Vorschläge gespottet, mit »gemäßigten« Taliban in Afghanistan zu verhandeln – als wäre das nicht die älteste und erfolgreichste aller *counterinsurgency*-Strategien: den Gegner zu spalten, und als hätten die amerikanischen Streitkräfte da nicht längst, den Blicken der Interventionisten entzogen, genau diese Strategie eingeleitet. Es gibt gute Gründe für und gegen eine Intervention in Libyen; darum geht es hier nicht. Es geht um das schlichte Faktum, dass Intellektuelle, gemäßigt linke und liberale Mainstream-Intellektuelle, nach Kriegen rufen, auch wenn die Sachlage nicht so eindeutig ist wie in Ruanda oder Srebrenica. Der Krieg ist wieder eine intellektuelle Option geworden.

Der Krieg ist da, er umgibt uns in vielen Teilen der Welt. Doch ob es den klassischen Intellektuellen noch gibt, oder ob er nicht zum Techniker der kulturellen Hegemonie degradiert wurde oder seine Einsätze ein Effekt der massenmedialen Marktmechanismen sind, ist eine andere Frage, auf die unterschiedliche Antworten gegeben werden können.<sup>2</sup> Das Schicksal der amerikanischen Neokonservativen sollte jedoch Skepsis gegenüber intellektueller Euphorie wecken. Was zudem niemand in der Hand hat, selbst wenn man für einen Augenblick allen zynisch anmutenden historischen Realismus ausklammert, das sind die berühmten *facts on the ground*, die Friktionen und unvorhergesehenen Konsequenzen, die jedes militärische Eingreifen mit sich bringt. Von den Ideen zur Tat ist es ein weiter und verschlungener Weg, dessen Enden nicht absehbar sind. Historisch offenkundig ist, dass andere Kalküle zumeist stärker sind: Im Gefecht gebiert die Tat die nächste Tat; die situative Logik setzt den Menschenrechtsidealismus außer Kraft, welche Rolle auch immer er zuvor gespielt hat.

1 Vgl. etwa Nils Minkmar, Der Resolutionsführer, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20.3.2011, S. 24; ders. u. Jürg Altwegg, Duett zweier Ego-manen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.3.2011, S. 27.

2 Vgl. für die Zeit seit den siebziger Jahren Daniel T. Rodgers, Age of Fracture, Cambridge 2011.

Dass zwischen den bellizistischen Intellektuellen von 1914, die in ihrem Nationalismus und ihrer Kriegsverherrlichung ihre Völker noch weit überboten,<sup>3</sup> und den intellektuellen Vorkämpfern für humanitäre Interventionen heute ein fundamentaler Unterschied besteht, ist unbestritten. Die verfochtenen Werte könnten nicht verschiedenartiger sein; die Muster der Einmischung jedoch nicht unbedingt. Es gab allerdings auch eine lange Phase des 20. Jahrhunderts, in der linke und liberale und selbst etliche konservative Intellektuelle des – mit einem ideenpolitischen Vorlauf seit der Aufklärung – nach dem Zweiten Weltkrieg politisch geformten Westens ihre Pflicht darin sahen, in der Öffentlichkeit die militärische Machtentfaltung ihrer Staaten kritisch zu diskutieren und sie hinter verschlossenen Türen zu bremsen oder zu kanalisieren. Wer etwas über Intellektuelle und den Krieg lernen will, das über das simple Spiel von Kriegsgeschrei einerseits und Pazifismus andererseits hinausgeht, wird in der Jahrhundertmitte fündig – historisch vielleicht ein Ausnahmefall.

Während heute die Zerfaserung der »Verwissenschaftlichung des Sozialen«<sup>4</sup> zu erleben ist, jede Seite ihre Wissensdienstleister bezahlt, auf jeden Experten ein Gegenexperte und auf jedes Wissenschaftskartell ein Schwarm von Bloggern kommt, war die Jahrhundertmitte vom Höhepunkt des Expertenwesens gekennzeichnet. Die Verwissenschaftlichung des politischen Handelns hatte zwei Kernelemente: den Sozial-Liberalismus und den Elitismus; der Sozial-Liberalismus mit seinen Modernisierungs- und Reformvisionen war das normative Zentrum, der Elitismus der Produktions- und Verbreitungsmechanismus des wissenschaftlichen Expertenwissens. Diesen Strukturen entstammen zwei berühmte Zitate zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik. John Maynard Keynes, selbst einer der größten dieser Experten, erklärte: »The ideas of economists and political philosophers, both when they are right and when they are wrong, are more powerful than is commonly understood. Indeed the world is ruled by little else. Practical men, who believe themselves to be quite exempt from any intellectual influence, are usually the slaves of some defunct economist. Madmen in authority, who hear voices in the air, are distilling their frenzy from some academic scribbler of a few years back.«<sup>5</sup> Raymond Aron qualifizierte die Art des für politisch-strategische Probleme im Kalten Krieg gefragten Wissens: »Only a sociologist using the historical method could become Adviser to the Prince.«<sup>6</sup>

Nun sollte man nicht den Fehler machen, die Experten der Jahrhundertmitte zu verklären. Doch die Frage bleibt, warum so viel intellektuelle Energie, kritische Energie, in Strukturen des Expertenwissens geflossen ist – und dies zugleich eine Epoche erstaunlicher intellektueller Friedfertigkeit war.

3 Vgl. Kurt Flasch, *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch*, Berlin 2000; Jeffrey Verhey, *Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000.

4 Lutz Raphael, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 22 (1996) H. 2, S. 165–193.

5 John Maynard Keynes, *The General Theory of Employment, Interest and Money*, London 1936, S. 383.

6 Raymond Aron, *Conflict and War from the Viewpoint of Historical Sociology*, in: *International Sociological Association (Hg.), The Nature of Conflict. Studies on the Sociological Aspects of International Tensions*, Paris 1957, S. 177–203, hier S. 203.

Zwar stimmt diese Behauptung nur sehr bedingt. Es gab Scharen von Wissenschaftlern, die ihr Wissen als Experten explizit militärischen Apparaten zur Verfügung stellten, und dabei ist auch vieles produziert worden, was zur Verschärfung des Kalten Krieges beitragen konnte.<sup>7</sup> Allerdings heißt die Nähe zu militärischen Apparaten noch lange nicht Bellizismus. Im Gegenteil, waren es doch insbesondere die öffentlichen Intellektuellen wie Arthur Koestler, die Atombombenabwürfe forderten,<sup>8</sup> während die Gegnerforscher und Sowjetexperten in den Gremien für Koexistenz und Entspannung warben. Das ist ein intellektuelles Faszinum dieser Epoche: Nicht öffentliche Einmischung, sondern Experteneinsatz führte zu Einfluss. Wissen und Sachkenntnis zählten mehr als das Spiel mit den Medien. Dabei werden allerdings unsere vertrauten Deutungsmuster auf den Kopf gestellt. Der politische Auftrag erzeugte differenziertes Wissen, denn der strategische Zwang, den Gegner und seine Schwachstellen genau zu erkunden, führte zu komplexen Analysen. Das Expertenwissen der Sowjetforscher zeigte mehrheitlich, dass der Feind im Osten der eigenen Existenzform gar nicht so unähnlich war. Wissen legte politische Zurückhaltung nahe, suchte die Annäherung und den Ausgleich.<sup>9</sup>

Das ist auch eine erste, aber nicht hinreichende Antwort auf die Frage, wie es dazu kam, dass diese Strukturen intellektuelles Potential derart stark anzogen, warum so viele aus akademischen und intellektuellen Zusammenhängen bekannte liberale und linke Denker, von Talcott Parsons bis Herbert Marcuse, in sie eingebunden waren. Die zynische Antwort würde allein auf Forschungsgelder und Karrierechancen verweisen. Doch die Natur des in den Apparaten produzierten Wissens, seine Entspannungstendenz, lässt ihre politisch offene Struktur, ihre liberale Fundierung erkennen. Das galt in etwa bis zur Zeit des Vietnamkrieges, als ausgerechnet eine sozial-liberale Regierung in ihrem antikommunistisch verblendeten Versuch, mit einem Krieg den Wohlfahrtsstaat zu retten, das Wissen ihrer außenpolitischen Experten systematisch ignorierte. Danach fand sich kaum noch ein linker Intellektueller in Regierungsapparaten. Zuvor jedoch gab es eine heute weitgehend vergessene Konvergenz von intellektuellem und Experteneinsatz, ideenpolitisch getragen von liberalen Modernisierungskonzepten. Und während einige Modernisierungstheoretiker schließlich nach militärischen Interventionen zu progressiven Zwecken riefen, verfocht die Mehrheit von ihnen friedsam-vorsichtig politisch pluralisierende und ökonomisch egalisierende sozial-liberale Reformen und hielt die Vision einer postkapitalistischen Gesellschaft am Leben.<sup>10</sup>

Auf dieser Grundlage wurde intellektueller Einsatz in Regierungsapparaten denkbar, was wiederum zur Produktion von Expertenwissen führte, das seine Kategorien an der Wirklichkeit schärfte und das nach innen Liberalisie-

7 Vgl. Bruce Kuklick, *Blind Oracles. Intellectuals and War from Kennan to Kissinger*, Princeton 2007; Ron Robin, *The Making of the Cold War Enemy. Culture and Politics in the Military-Intellectual Complex*, Princeton 2001.

8 Vgl. Michael Hochgeschwender, *Freiheit in der Offensive? Der Kongress für kulturelle Freiheit und die Deutschen*, München 1998, S. 205 f.

9 Vgl. David C. Engerman, *Know Your Enemy. The Rise and Fall of America's Soviet Experts*, Oxford 2009; auch Tim B. Müller, *Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg*, Hamburg 2010.

10 Vgl. Howard Brick, *Transcending Capitalism. Visions of a New Society in Modern American Thought*, Ithaca 2006; Nils Gilman, *Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America*, Baltimore 2003; David Milne, *America's Rasputin. Walt Rostow and the Vietnam War*, New York 2008; Michael Bernstein, *A Perilous Progress. Economists and Public Purpose in Twentieth-Century America*, Princeton 2001, S. 148–156.

rung und nach außen Entspannung vorantrieb. Auf eine ähnliche Spur führt die intellektuelle Selbstreflexion eines amerikanischen Gegnerforschers und deutsch-jüdischen Emigranten, eines Universitätsgelehrten und Experten für strategische Feindanalysen. Franz Neumann wies auf die historische Bedingtheit einer intellektuell pazifizierenden Erfahrung hin. Ihm zufolge machte die Entdeckung des Sozial-Liberalismus in Gestalt des amerikanischen »New Deal« mit seiner Nutzung der Sozialwissenschaften diese Entwicklung überhaupt erst möglich, während der Krieg sie fortsetzte und die amerikanische Hegemonie nach dem Zweiten Weltkrieg für ihre Weiterführung in Westeuropa sorgte. Mit der politischen Ordnung wandelten sich die Bedingungen intellektueller Aktivität. Zum Inbegriff des Intellektuellen erklärte Neumann nun den sozialwissenschaftlichen »politischen Gelehrten«. Seine Rolle war nicht mehr die Kritik von außen. In der amerikanischen Gesellschaft der dreißiger und vierziger Jahre wurde die Rolle des internen Kritikers für den Intellektuellen plausibel: Zum einen konnten im Zeitalter der Sozialwissenschaften in Amerika kritische Wissenschaft und Gesellschaftskritik unter den Bedingungen der Jahrhundertmitte gar nicht getrennt gedacht werden. Es waren die »Möglichkeiten der Sozialwissenschaften, die Welt zu verändern«, die den Experten zum Intellektuellen machten. Zum anderen rekrutierte das sozial-liberale Amerika des gigantischen »Roosevelt-Experiments«, eine soziale und militant-antitotalitäre Demokratie, Sozialwissenschaftler als Experten, die dort den Versuch wagen konnten, ihre Gesellschaftskritik in Gesellschaftsreform umzusetzen. »Nur hier, in den Vereinigten Staaten, ist Max Weber lebendig geworden«, womit Neumann die politische »Verantwortung des Wissenschaftlers« für die »Reformierung von Politik und Gesellschaft« meinte. In anderen Worten: Wer sich in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre dem Einsatz als gesellschaftsreformerischer Experte (und damit interner Kritiker) verweigerte, versagte vor seiner Verantwortung als kritischer Intellektueller.<sup>11</sup>

11 Franz Neumann, *Intellektuelle Emigration und Sozialwissenschaft*, in: ders., *Wirtschaft, Staat, Demokratie. Aufsätze 1930–1954*, hg. v. Alfons Söllner, Frankfurt a. M. 1978, S. 402–423; zur Rolle des internen Kritikers und zur Unterscheidung von »external« und »connected critic« vgl. Michael Walzer, *Interpretation and Social Criticism*, Cambridge 1987; ders., *The Company of Critics. Social Criticism and Political Commitment in the Twentieth Century*, New York 1988.

12 Vgl. James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1998; Thomas Eitzemüller (Hg.), *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009.

Und der Elitismus dieses Sozial-Liberalismus? Der autoritäre Habitus der Experten, der so oft betont wird?<sup>12</sup> Die Intellektuellengeschichte des 20. Jahrhunderts ist voller Ambivalenzen. Natürlich lenkten staatliche und staatsnahe Eliten die Modernisierungsprozesse, so eingeschränkt sie dazu in der Lage waren; doch ihren kulturell wie politisch pluralistischen normativen Horizont sollte man nicht völlig außer Acht lassen. Zugespitzt formuliert: Welche Epoche könnte wohl eher als Zeitalter der sozial-liberalen gesellschaftlichen Reform gelten als der Kalte Krieg (mit strukturellen Kontinuitäten zur Zwischenkriegszeit im Amerika des »New Deal«, in Neuseeland oder in Schweden)? Systemdenken und integrative Sozialwissenschaften, die Suche nach Ordnung und Universaltheorien, die überragende Bedeutung sozialer Integration, die Betonung von

bürokratischen Strukturen und Prozessen für die moderne Gesellschaft, die zunehmende, im »New Deal« und Zweiten Weltkrieg bereits ausgebildete Nähe von Staat und Wissenschaft, Technokratie und »Expertenherrschaft« gehörten zu den Grundzügen dieses Zeitabschnitts. Untrennbar mit diesen Merkmalen verbunden waren allerdings »korporatistische« soziale Kompromisse, die »keynesianische« Steuerung der Wirtschaft, der Ausbau des Sozialstaats, der Abbau von Klassen- und Rassenschranken und andere Reformen, die in der Überzeugung verwurzelt waren, die gegenwärtige Gesellschaft enthalte bereits die Möglichkeit einer besseren Gesellschaft, die nicht mehr dem Diktat der kapitalistischen Konkurrenz und des ökonomischen Individualismus unterworfen sei und die ohne gewaltsame Umwälzungen – sondern durch kluge, auf Wissen und Vernunft gestützte Reform – herbeigeführt werden könne. Unter der amerikanischen Hegemonie wurden nach 1945 nicht die radikalsten Varianten fortgeführt, doch auch dann prägten noch der Sozial-Liberalismus und die sozialreformerische Tradition des »New Deal« sowie ihre lokalen Äquivalente – mit ihrer Balance von Markt und Wohlfahrtsstaat, von parlamentarischer Demokratie und Parteienstaat, von Individualismus und Gemeinwohl – die politische Kultur der USA und ihrer westlichen Verbündeten.<sup>13</sup> Man wird also Staatszentrierung sowie Fortschritts-, Wohlstands-, Planungs- und Ordnungswillen beobachten, aber nicht jede historische Erzählung der Jahrhundertmitte dystopisch in autoritärem »Social Engineering«, gewaltsamer Standardisierung und Bellifizierung des Wissens enden lassen können.

Für historische Lektionen sind Historiker nicht zu haben. Zudem stößt mittlerweile auf breiten Konsens, dass wir es seit etwa den siebziger Jahren mit einer neuen historischen Grundkonstellation zu tun haben. Aber dass intellektuelle Einmischung, wenn sie nicht auf öffentliche Pose setzte, sondern sich auf fundiertes Wissen stützte und mit kritischer Selbstreflexion der eigenen Rolle die realistische Perspektive des Expertentums einnahm, zur Verminderung von Blutvergießen (und Verhinderung von Atomkriegen) und zugleich zu einer immer weitergehenden gesellschaftlichen Liberalisierung beigetragen hat – die schließlich auch ihr eigenes modernisierungstheoretisches Fundament aufgelöst hat –, zumindest das steht außer Frage. Und nicht zuletzt sind es diese kriegsscheuen intellektuellen Experten und sachkundigen Intellektuellen, bei denen sich Reformpotentiale wiederentdecken lassen, die über die intellektuellen Grenzen der gegenwärtigen Debatten hinausgehen, ohne die liberale Ordnung zu verlassen. Schaut man sich das Verhältnis von Intellektuellen zum Krieg in der Mitte des 20. Jahrhunderts an, lässt sich vielleicht doch etwas von gesellschaftlicher Relevanz lernen, was noch über die Frage von Krieg und Frieden hinausreicht.

13 Vgl. Brick, *Transcending Capitalism*; Charles S. Maier, *Recasting Bourgeois Europe. Stabilization in France, Germany, and Italy in the Decade after World War I*, Princeton 1988; Anselm Doering-Manteuffel u. Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2010; Ulrich Herbert, *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: *Journal of Modern European History*, Jg. 5 (2007) H. 1, S. 5–20, hier S. 18.



**Dr. Tim B. Müller**, geb. 1978, ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung. 2010 erschien »Krieger und Gelehrte. Herbert Marcuse und die Denksysteme im Kalten Krieg« (Hamburger Edition).